

## „Fürth – das fränkische Jerusalem? Zur Erfindung jüdischer Geschichte“

### Eine Intervention des Jüdischen Museums Franken in den städtischen Diskurs

Geschichtsschreibung und das Erinnern und Gedenken an Geschichte ist umstritten und besitzt mehrere Funktionen für die Gesellschaft. Es ist identitätsstiftend, bildet einen Referenzrahmen im Alltag und wirkt somit ordnungsgebend. Ausdruck dessen können sogenannte Erinnerungsorte sein, welche jedoch nicht zwangsläufig konkrete topographische Orte sein müssen, sondern ebenso Ereignisse, Denkmäler und Gebäude, Institutionen, Bücher und Kunstwerke oder auch Begriffe sein können. Erinnerungsorte werden symbolisch und mit Bedeutungen aufgeladen, welche aus dem Fundus eines kollektiven Gedächtnisses stammen. Daran anknüpfend wird im Artikel untersucht, wie die Ausstellung des Jüdischen Museums Franken „Fürth – das fränkische Jerusalem? Von der Erfindung jüdischer Geschichte“ in Auseinandersetzung mit bestehenden dominanten Erinnerungen an die Fürther Stadtgeschichte getreten ist und welche Veränderungen daraufhin im städtischen Diskurs über die Geschichte jüdischen Lebens in Fürth festzustellen sind. Zudem wird der Begriff „Fränkisches Jerusalem“ als Erinnerungsort diskutiert und die Wandelbarkeit der Bedeutungen aufgezeigt, mit welchen jener aufgeladen wurde und wird.

Schlagworte: **Jüdisches Museum Franken, Fürth, Erinnerungsorte, Kollektives Gedächtnis, Jüdische Geschichte, Umkämpfte Erinnerung**

### 1 Einleitung

Im Jahr 2012 bewarb sich die Stadt Fürth mit der Stadt Halberstadt für die Nominierung als UNESCO Weltkulturerbe. Mit dem Arbeitstitel „Jüdisches Stiftungswesen in Fürth und Halberstadt: ein Beitrag zur Entwicklung des modernen Sozialstaats“ sollte auf die außergewöhnliche jüdische Geschichte in den beiden Städten aufmerksam gemacht werden (*Moses Mendelssohn Akademie* 2012). Die Bewerbung blieb erfolglos, dennoch hebt die Stadt Fürth die große Bedeutung jüdischen Lebens hervor. So heißt es auf dem städtischen Internetportal:

*„Und so entstanden in Fürth Verhältnisse, die freiheitlicher, liberaler und toleranter waren, als in irgendeiner anderen Stadt in Bayern. Sie stellten die Grundlagen dafür dar, dass sich die Kleeblattstadt zu einer Hochburg des jüdischen Lebens entwickeln konnte. Aber auch die Voraussetzungen, dass hier Menschen das Licht der Welt erblickten und aufwuchsen, die weit über die Stadtgrenzen hinaus bekannt wurden, weil sie in ihrem Denken und Handeln keine Grenzen akzeptierten“ (Stadt Fürth 2016a).*

Und an anderer Stelle: „Zum Ende des 19. Jahrhunderts gab es keine Fürther Juden mehr, sondern nur jüdische Fürtherinnen und Fürther, die sich für ihre Stadt einsetzten und sich für sie engagierten“ (*Stadt Fürth* 2016b). Zum tausendjährigen Stadtjubiläum konzipierte die Hauptstelle des Jüdischen Museums Franken in Fürth eine Sonderausstellung

mit dem Titel: „Fürth – das fränkische Jerusalem? Von der Erfindung jüdischer Geschichte“. Die Direktorin des Museums, Daniela Eisenstein, sagte dazu: „Wir untersuchen den Mythos der Verherrlichung der Geschichte“ und: „Das Wunschbild von Offenheit und Toleranz wird auf die jüdische Geschichte gepropft“ (NAGEL 2007). Daraufhin entfachte sich eine Debatte um die historisch korrekte Einordnung der Verhältnisse in Fürth und über Begrifflichkeiten wie „Fränkisches Jerusalem“ für die Beschreibung jener. Sie ist ein Beispiel dafür, dass Geschichtsschreibung immer umkämpft ist und Jüdische Museen als soziale Orte auch Regionalmuseen und damit Teil lokaler Diskurse über Stadtgeschichte sind (PIEPER 2007).

Wie Geschichtsschreibung ist das Erinnern und Gedenken an Geschichte ebenso umstritten und besitzt mehrere Funktionen für die Gesellschaft. Es ist identitätsstiftend, bildet einen Referenzrahmen im Alltag und wirkt somit ordnungsgebend. Maurice Halbwachs verweist mit seiner Theorie des kollektiven Gedächtnisses auf die gesellschaftliche Bedingtheit und Konstruktion von kollektiver Erinnerung. Das kollektive Gedächtnis entstehe auf der Grundlage aktueller sozialer Bezugssysteme durch Kommunikation, Interaktion, Institutionen und Medien (PETERMANN 2014: 212ff). Henning FISCHER merkt an, dass es wichtig sei, nicht in die Falle einer Subjekt-Objekt-Verkehrung zu tappen, indem vom kollektiven Gedächtnis als handelndem Subjekt gesprochen werde. Vielmehr gelte es, die Akteure in den Blick zu nehmen, welche die Praxis der Erinnerung – und damit auch

der Geschichtsschreibung – konstituieren, um damit einer möglichen Harmonisierung und Entpolitisierung entgegenzutreten und auf die Gemachtheit und Umkämpftheit von Erinnerung und Geschichte zu verweisen (FISCHER 2012: 32ff).

Dies soll nicht darüber hinwegtäuschen, dass es hegemoniale, überindividuelle Vorstellungen von Geschichte und Erinnerungen, also ein kollektives Gedächtnis gibt. Ausdruck dessen können sogenannte Erinnerungsorte sein, welche jedoch nicht zwangsläufig konkrete topographische Orte sein müssen, sondern ebenso Ereignisse, Denkmäler und Gebäude, Institutionen, Bücher und Kunstwerke oder auch Begriffe sein können. Erinnerungsorte werden symbolisch und mit Bedeutungen aufgeladen, welche aus dem Fundus des kollektiven Gedächtnisses stammen (LANGBACH und STURM 2015: 11f). Der Begriff „Fränkisches Jerusalem“ als Bezeichnung für die Stadt Fürth kann in diesem Sinn als Erinnerungsort verstanden werden, indem er als Metapher fungiert, die an bestimmte Vorstellungen gebunden ist.

An diesen sozialwissenschaftlichen Diskussionen anknüpfend wird im Artikel untersucht, wie die Ausstellung „Fürth – das fränkische Jerusalem? Von der Erfindung jüdischer Geschichte“ in Auseinandersetzung mit bestehenden dominanten Erinnerungen an die Fürther Stadtgeschichte getreten ist und welche Veränderungen daraufhin im städtischen Diskurs über die Geschichte jüdischen Lebens in Fürth festzustellen sind. Zudem wird der Begriff „Fränkisches Jerusalem“ als Erinnerungsort diskutiert und die Wandelbarkeit der Bedeutungen aufgezeigt, mit welchen jener aufgeladen wurde und wird. Dafür wurden mit verschiedenen Akteuren ausführliche Interviews geführt, die sich mit jener Darstellung der Geschichte und damit mit der Erinnerung an jene beschäftigen. Befragt wurden die damalige und heutige Museumsdirektorin Daniela Eisenstein, welche maßgeblich die Ausstellung konzipierte, zudem die heutige Museumspädagogin Katrin Thürnagel, die heutigen Stadtheimattpflieger Karin Jungkunz und Lothar Berthold, sowie die damalige wie heutige Leitung der Tourist Information Fürth, Eike Söhnlein und Karin Hirschmann-Schmidt, welche unter anderem für die Konzeption der Stadtführungen verantwortlich sind. In einem ersten Schritt wird auf die Entstehungsgeschichte und die Inhalte der Ausstellung eingegangen, um in einem zweiten Schritt die Reaktionen auf diese zu untersuchen. Daraufhin erfolgt eine Diskussion des Begriffes „Fränkisches Jerusalem“, der als Erinnerungsort verstanden wird. Anschließend werden die Veränderungen im städtischen Diskurs über jüdisches Leben in Fürth illustriert, welche seit der Ausstellung im Jahre 2007 festzustellen sind und auf die Umkämpftheit von Geschichte und Erinnerungsorten eingegangen. Die Ergebnisse werden abschließend in einer Zusammenschau dargestellt.

## 2 Entstehungsgeschichte und Inhalte der Ausstellung

Die Idee zu der Ausstellung „Fürth – das Fränkische Jerusalem? Von der Erfindung jüdischer Geschichte“ entstand im Vorfeld des 1000jährigen Jubiläums der Stadt Fürth im Jahr 2007. Der Oberbürgermeister Dr. Thomas Jung bat Daniela Eisenstein, die neue Museumsdirektorin des Jüdischen Museum Franken, für diese Feierlichkeiten eine Ausstellung über die Highlights des jüdischen Lebens in Fürth zu konzipieren. Zeitgleich fand in Fürth der Festakt anlässlich des 100-jährigen Bestehens des Berolzheimerianums statt. Das Gebäude, welches heute vielen in der Region eher unter dem neuen Namen als Comödie Fürth bekannt ist, wurde 1906 als „Volksbildungsheim“ und Volksbibliothek eröffnet und vom jüdischen Fürther Bleistiftfabrikanten Heinrich Berolzheimer gestiftet. Dabei stand das Berolzheimerianum von Anfang an allen Bürgern<sup>1</sup> in Fürth kostenlos zur Verfügung, ungeachtet ihrer Konfession. Im Jahr 1998 wurde das Berolzheimerianum von den vier neuen Betreibern, darunter die beiden Fürther Kabarettisten und lokalen Berühmtheiten Martin Rassau und Volker Heißmann, komplett renoviert. Zum Jubiläumsfestakt 2006 waren neben verschiedenen Lokalpolitikern und Fördermitgliedern des Jüdischen Museums auch mehrere Nachfahren von Heinrich Berolzheimer aus den USA und Deutschland angereist. Obwohl die beiden Kabarettisten, die während des Festaktes durch den Abend führten, ihr Programm mit dem Jüdischen Museum besprochen hatten, handelten sie sich mit einem nicht abgesprochenem Programmpunkt im Nachhinein deutliche Kritik ein. Auslöser dieser Kritik war die Aufführung des Gedichtes „Die Hochzeit von Kana“ von Robert T. Odeman, in dem der als reich und geizig dargestellte Jude Moische von Jesus eines Besseren belehrt wird (HILDEBRAND 2006). Daniela Eisenstein merkte dazu an:

*„Und wir fühlten uns alle erschüttert und wussten überhaupt nicht wie wir das ganze deuten sollten, weil wir doch dachten, dass wir mit diesem Museum doch Aufklärungsarbeit leisten und die Menschen ein Stück weit ein Gespür dafür bekommen, wann etwas einfach diffamierend ist und antijüdisch ist, aber das war nicht der Fall“ (Interview Eisenstein).*

Martin Rassau, der den Text damals ausgesucht hatte, entschuldigte sich am Tag darauf und erklärte, er habe dem Klischee des geizigen und geldgierigen Juden die großzügige Stifterpersönlichkeit Heinrich Berolzheimer gegenüber stellen wollen (vgl. ebd.). Eine tiefgreifendere Auseinandersetzung über den Umgang mit gesellschaftlichen Ressentiments fand jedoch nicht statt. Diese Erfahrung war für Daniela Eisenstein ein maßgeblicher Grund, sich intensiver

über Inhalte und Konzeption der geplanten Ausstellung Gedanken zu machen:

„Es hat uns doch wirklich sehr erschüttert und ich habe dann das Team auch gefragt ob sie bereit sind, dass wir diese Ausstellung zu den Highlights [der jüdischen Geschichte in Fürth], dass wir nicht nur die Highlights zeigen, sondern auch die negativen Seiten. Also im Grunde genommen ein ausgewogenes Bild der fränkisch-jüdischen Geschichte in Fürth. [...] Sagen wir mal: unser Wunsch war es, die Leute ein bisschen wach zu rütteln und zu sagen: denkt doch mal nach, ja? Wenn man sich mit Geschichte beschäftigt, kann man doch nicht einfach so Dinge idealisieren, man muss sich ja schon ein wenig kritischer mit den Dingen auseinandersetzen, sie von verschiedenen Seiten aus betrachten, Dinge hinterfragen.“ (Interview Eisenstein).

Das primäre Ziel der Ausstellung war dementsprechend einer idealisierten und romantisierten Vorstellung der jüdisch-fränkischen Geschichte zu begegnen und somit in der Geschichtsschreibung zu intervenieren. Darüber hinaus sollte in der Ausstellung auf den Mythos eingegangen werden, dass Fürth toleranter war – oder ist – als andere Städte:

„Und dann gab es gleichzeitig diesen Mythos, dass Fürth toleranter ist, war, als andere Städte weil hier so viele Juden gelebt haben, nur mit der Ausnahme der Zeit von 33 bis 45 – und da fällt man dann immer in diese Passivkonstruktion – erging es der Stadt nicht anders als anderen Städten“ (Interview Eisenstein).

Eisenstein thematisiert hier das Phänomen, dass in einer derartigen Perspektive die Jahre von 1933 bis 1945 losgelöst von der Zeit davor und danach betrachtet werden würden und sich damit Fragen nach den Entstehungsbedingungen des Nationalsozialismus und der Fortexistenz nationalsozialistischer Ideologiefragmente in der deutschen Bevölkerung nach 1945 erübrigen würden. Durch Passivformulierungen unterbleibe die Thematisierung der Zustimmung großer Teile der deutschen Bevölkerung zum nationalsozialistischen Programm (BERGMANN/ERB 1985: 237ff; POSTONE 1995: 63ff). Dementsprechend war die Intention der Ausstellungskonzeption mit gängigen Vorstellungen zu brechen, nach denen die Geschichte jüdischen Lebens in Franken und speziell in Fürth nur mit Ausnahme der Jahre 1933 bis 1945 von einem gleichwertigen Miteinander auf Augenhöhe geprägt war und damit einem Geschichtswohlbehagen provokativ zu begegnen.

Die Ausstellung begann mit einer Station zu verschiedenen kognitiven Bildern zu Jerusalem und führte danach in einen chronologisch konzipierten Rundgang zur Geschichte jüdischen Lebens in Fürth über. Unter dem Schlagwort „Erkaufte Toleranz“ wurde darauf hingewiesen, dass die Ansiedlung von Juden in Fürth im 16. Jahrhundert kein Ausdruck von Weltoffenheit und Liberalität, sondern

machtpolitischen Überlegungen der damaligen drei Herrscher über Fürth geschuldet war. Die Ansiedlung war an die Abgabe hoher Schutzgelder und oftmals den Bau eines steinernen Hauses gebunden. Es wurde die Entwicklung der jüdischen Gemeinde dargestellt, welche mit einer Infrastruktur aus mehreren Synagogen, Talmudschulen, Scharre, jüdischem Friedhof, Krankenhaus, Waisenhaus und hebräischen Druckereien zu der wichtigsten und größten in Süddeutschland wurde. Im 18. Jahrhundert waren teilweise über 20% der Fürther jüdischen Glaubens. Die rechtliche Gleichstellung erfolgte erst 1871, bis dahin war in zeitlich unterschiedlicher Ausprägung auch in Fürth der Zugang zu bestimmten Berufen für Juden verboten und die erlaubte Anzahl jüdischer Familien beschränkt. Es wurde auf antijüdische Vorkommnisse aufmerksam gemacht und auf die Tatsache hingewiesen, dass Fürth und Franken bereits in den 1920er Jahren eine völkische Hochburg waren und ein berühmter Sohn der Stadt und heutiger Ehrenbürger Fürths, Quellegründer Gustav Schickedanz, nach dem Straße, Schule und Turnhalle benannt sind, bereits 1932 in die NSDAP eintrat, diese im Fürther Stadtrat vertrat und seine Quelle mit „arisches Unternehmen, christliche Inhaber“ bewarb. Die Ausstellung endete mit einer Station, an der den Besuchern die Frage gestellt wurde, was für sie Toleranz bedeutet. Die Bedeutung dieses Begriffs wurde in der gesamten Ausstellung nie definiert.

### 3 Reaktionen auf die Ausstellung

„Mit einem politischen Paukenschlag provoziert das Jüdische Museum in Fürth – just zum 1000-jährigen Jubiläum der Stadt Fürth“ beginnt der *Bayerische Staatsanzeiger*, „Schlag in die Geburtstagstorte“ titelt das *Stadtmagazin Plärrer*, „Fromme Legende“ die *Jüdische Allgemeine*, „Die Grenzen der Fürther Toleranz“ die *Fürther Nachrichten*, „Der falsche Mythos vom fränkischen Jerusalem“ die *BILD*, „Die Mär von der Toleranz“ die *Abendzeitung* und „Klätliches Ende einer Fürther Legende“ die *Nürnberger Zeitung*. Noch vor der Öffnung der Ausstellung äußerten sich der Oberbürgermeister Jung und der damalige Stadtheimatpfleger MAYER in der Lokalpresse zu dieser:

„Ich widerspreche der These des Museums entschieden. Es ist unbestritten, dass die jüdische Gemeinde eine der bedeutendsten in Süddeutschland war. Andere Städte haben die Juden verbrannt, in Fürth hat man ihnen den Zoll genommen. Das ist doch ein Unterschied. Es gab hier eine der bekanntesten Thora-Schulen, die ersten jüdischen Abgeordneten Bayerns kamen aus Fürth. So etwas kann man nicht ernsthaft in Frage stellen. Ich werde mir auf jeden

Fall die Ausstellung anschauen, kann aber nur vorweg sagen, dass es nur wenige Städte gibt, die im Jubiläumsjahr ihre jüdische Geschichte so umfassend dokumentieren wie Fürth“ (JUNG 2007).

„Hatte man nicht das Museum in mühevoller Arbeit und mit hohen Kosten gerade nach Fürth geholt, weil eben Fürth ein besonderer Ort für die Juden Süddeutschlands war? Und jetzt stellt gerade dieses mit Mühe und gegen Widerstände aufgebaute Museum all dies in Frage?“ (MAYER 2007)

Interessant an diesen beiden Aussagen ist, dass sie am Inhalt der Ausstellung vorbeizielten, da nie bestritten wurde, dass die jüdische Gemeinde eine der bedeutendsten in Süddeutschland und Fürth ein wichtiger Ort für jüdisches Leben war.<sup>2</sup> Sie beziehen sich auf den Titel der Ausstellung. Die ehemalige Vorsitzende der Israelitischen Kultusgemeinde Fürth, GISELA BLUME, merkte dazu an:

„Mich stört auch der Untertitel der Ausstellung: ‚Von der Erfindung jüdischer Geschichte‘. Die Geschichte der Fürther Juden ist ja gut erforscht und bekannt. Der Untertitel unterstellt aber, das alles, was bekannt ist, manipuliert und gefälscht wurde“ (BLUME 2007).

Darauf angesprochen, dass vor allem der Untertitel Anknüpfungspunkte für eine gewisse Lesart biete, wonach alles willentlich gefälscht wurde oder es keine jüdische Geschichte in Fürth gegeben hätte und diese erst im Nachhinein komplett erfunden worden wäre, führte Daniela Eisenstein aus:

„Also diese ‚Erfindung‘ jüdischer Geschichte war eher eine Anspielung auf das friedliche Zusammenleben von Juden und Christen, mit Ausnahme der Nazizeit, die ‚Erfindung‘ spielte darauf an, auf diese Verniedlichung. Und wie jüdische Geschichte oder jüdisches Leben wahrgenommen wird, zu unterschiedlichen historischen Phasen. Also, Fürth ist weltweit dafür bekannt, dass es eben vom 16. Jahrhundert bis ins frühe 19. Jahrhundert dieses religiöse Zentrum war. Bis heute, dafür ist Fürth bekannt. Man sieht leider nichts mehr davon, es ist nichts mehr da, und das ist ja die Crux. Das Museum hat da wirklich Schwierigkeiten das auch darzustellen, weil es gibt keine Objekte aus der Zeit, das ist alles vernichtet worden, es gibt keine Objekte. [...] Man kommt ja nicht 100%ig an das ran, was passiert ist, auch die Museen nicht. Und wir haben auch nicht den Anspruch, und auch nicht die Aufgabe, zu sagen: genau so war es. Wir können nur Puzzleteile zeigen und sagen, das haben wir hier über diesen Teil herausgefunden, in dieser Zeit, und können dadurch Leute zum Nachdenken anregen [...] Ja, das war natürlich provokativ, ich gebe es zu. Aber es sollte auch zum Nachdenken anregen, was meinen die eigentlich damit, ist das richtig was die da so anstoßen, ist da was dran oder ist das überzogen? Und nur dadurch glaube ich haben wir die Leute auch erreicht“ (Interview Eisenstein).

Die Museumsdirektorin betont die Schwierigkeiten der Rekonstruktion von Geschichte. Geschichte ist komplex und vielfältig, es gibt keine Geschichte, die sich selbst erklärt. Es kann sich lediglich so gut wie möglich an sie angenähert werden. Nicht alles ist rekonstruierbar, im Falle jüdischer Geschichte in Deutschland wiegt das besonders schwer. Hinzu kommt, dass in die Betrachtung von Geschichte stets die eigenen Kategorien, analytischen Konzepte und Vorannahmen hineinfließen. Geschichte zu rekonstruieren ist niemals passiv, sondern stets aktiv (BAUER 2004: 7ff). Auf all dies deutet der Begriff der Erfindung hin. Eisenstein merkt an, dass auch das Museum nicht in der Lage ist, ein vollständiges und exaktes Bild der Geschichte zu zeichnen, sondern nur Puzzleteile zeigen kann, zu denen geforscht wurde. Mit der Verwendung des Begriffes Erfindung können darüber hinaus populäre Mythen angesprochen werden, wie jener des seit Jahrhunderten toleranten und weltoffenen Fürths. Dass der Begriff dennoch provokativ gewählt war, streitet sie nicht ab. Dadurch ist es gelungen Aufmerksamkeit zu erzeugen und Interesse zu wecken. Die Vertreter der *Touristinformation Fürth* zeigten sich im Interview erfreut darüber, dass „der Stachel in diese Idylle reingesetzt [wurde], die vehement von gewissen Personen vertreten worden ist“ (Interview *Touristinfo*) und dass sie „den kritischen Anstoß sehr gut gefunden“ (ebd.) haben. Die heutige Stadtheimattpflegerin Karin Jungkunz sieht das ähnlich, wenn sie ausführt, dass sie die Ausstellung in positiver Erinnerung habe, weil „endlich mal wieder über das Thema gesprochen wurde [...] Da kann man durchaus mal provozieren, ich sehe das jetzt nicht schlimm“ (Interview *Stadtheimattpfleger*). Im folgenden Kapitel werden wir auf den Begriff des „Fränkischen Jerusalems“ eingehen und betrachten, wie er als Erinnerungsort mit verschiedenen Bedeutungszuweisungen und Vorstellungen versehen wurde und zu diskutieren, was es heißt, heute von Fürth als einem „fränkischen Jerusalems“ zu sprechen.

#### 4 Das „Fränkische Jerusalem“ – ein Erinnerungsort

Ursprünglich stammt der Beiname Fürths vom österreichischen Schriftsteller und Journalisten Moritz Gottlieb Saphir. Bei seiner Durchreise durch Fürth 1830 bezeichnete er die Stadt als bayerisches Jerusalem, was jedoch von ihm verspottend und nicht als Indikator für Fürths vermeintlich tolerante Bevölkerung gemeint war (EISENSTEIN 2012: 152f). Aufgegriffen und abgeändert wurde der Begriff vom *Bayerischen Rundfunk*, der 1987 einen Dokumentarfilm über Fürth mit dem Titel „Ein fränkisches Jerusalem“ (ZEILINGER

1987) ausstrahlte. In dieser Dokumentation wurde die Bedeutung des Titels im Gegensatz zu Saphirs damaliger Intention positiv konnotiert. Der Begriff vom „fränkischen/bayerischen Jerusalem“ wurde in der Vergangenheit also unterschiedlich aufgeladen.

In unseren Interviews wurde zunächst häufig die Frage aufgeworfen, was Jerusalem eigentlich für eine Bedeutung hat, beziehungsweise hatte und was damit gemeint ist, wenn man von einem fränkischen Jerusalem spricht. Diese Fragen wurden Daniela Eisenstein zu Folge auch in der Ausstellung 2007 aufgeworfen und diskutiert:

„Also, so haben wir in der Ausstellung begonnen, mit Jerusalem, was bedeutet das in unserem kollektiven Gedächtnis, was verbinden wir alles damit, dem himmlischen Jerusalem, dem Ort des Friedens und des Gebets, also ein idealisierter Ort, der heute aber auch sehr umstritten ist wie wir wissen, und dann welche Jerusalems hat es denn so im Laufe der Geschichte gegeben“ (Interview Eisenstein).

Auch Frau Thürnagel wies in unserem Interview darauf hin, dass sich die Bedeutung Jerusalems geändert habe und insbesondere jüngere Generationen ein ganz anderes Bild mit dem heutigen Jerusalem verbinden. Außerdem verwies sie auf den Unterschied zwischen der innerjüdischen Sicht auf Jerusalem und der Sicht von Nicht-Juden:

„Was ist Jerusalem für die Jugend heute? Das ist ein Ort wo Kriege passieren, wo es Unstimmigkeiten [gibt], ein geteilter Ort. Das ist nicht mehr dieses, dieses Wunschbild...“ – „Früher Stadt des Friedens.“ – „Absolut. Was ist Jerusalem heute, was impliziert man damit? Und es immer nur zu nennen, ohne zu wissen und ohne auch zu reflektieren was ich damit ausdrücke, ist ein bisschen wenig. [...] Für viele Leute verbirgt sich hinter Jerusalem heute was ganz vielschichtiges, schwieriges, kompliziertes. Die haben nicht mehr die Sichtweise der Jahrhundertwende, als Jerusalem wirklich Sehnsucht war und haben vor allem nicht die innerjüdische Sicht. Die innerjüdische Sicht ist die Sicht, Jerusalem ist dort wo ich sicher bin, wo irgendwann mal der Messias wahrscheinlich auch zuerst kommt oder so, ja, also es ist das gelobte Land“ (Interview Thürnagel).

Ebenso äußerte Herr Berthold, einer der beiden Stadtheimatpfleger, Verwunderung über die Verwendung dieses Begriffes:

„Was soll der Vergleich? Man kann Fürth nicht mit Jerusalem vergleichen, selbst wenn es jetzt eine Bedeutung hatte, für die Literatur und für den Buchdruck oder so, aber man kann Fürth doch nicht mit Jerusalem vergleichen. Insofern habe ich das auch für eine seltsame Bezeichnung gefunden“ (Interview Stadtheimatpfleger). Wie sich in den geführten Interviews herausgestellt hat, ist einer der Hauptgründe für die aktuelle Verwendung des Beinamens, dass er sich gut eigne um für die Stadt zu werben. So räumt

beispielsweise Frau Söhnlein von der Fürther Touristinformation ein, dass man zwar im Gegensatz zu früher über die verschiedenen, also auch negativen Konnotationen Bescheid wisse, die es im Zusammenhang mit Fürths Beinamen gibt, er sich aber gut vermarkten ließe:

„Wir sehen das kritisch, weil ja auch zum Beispiel die Stadt Rothenburg diesen Titel für sich in Anspruch nimmt. Wobei wir ja auch mit dem Fränkischen Jerusalem, also wir schreiben das in unsere Texte mit rein. Wir verwenden diesen Titel, weil er aus der Geschichte heraus immer wieder so genannt wurde und wir damit die Bedeutung des Judentums in Fürth hervorheben wollen“ (Interview Touristinformation).

Katrin Thürnagel gab zu, dass der Begriff gut zu vermarkten ist, betonte allerdings, dass es ihrer Meinung nach auch andere, bessere Slogans geben müsse:

„Ich denke Fürth braucht diesen Begriff gar nicht. Gut, „Fränkisches Jerusalem“ klingt werbetechnisch besser als Zentrum jüdischen Lebens ins Süddeutschland, zugegeben. Aber vielleicht könnte man sich dafür noch was Besseres, [...] was einfallen lassen und mal einen neuen Werbeslogan erfinden“ (Interview Thürnagel).

Daniela Eisenstein betonte in diesem Zusammenhang, dass sie nichts an dem Begriff an sich auszusetzen habe, sondern fasziniert von den Assoziationen sei, die im Zusammenhang damit im Umlauf sind. Dies gelte allerdings nicht nur für Fürth, da wie bereits erwähnt auch andere Städte mit dem Beinamen Jerusalem für sich werben oder warben. Daniela Eisenstein betonte allerdings, dass es ihrer Meinung nach wichtig sei, wie ein Begriff wie Fränkisches Jerusalem historisch in einen Gesamtzusammenhang eingebettet werde. Es komme ihr weniger auf den Begriff an sich an als auf die Frage mit welchen Bedeutungen und Vorstellungen dieser aufgeladen werde:

„Den Begriff „Fränkisches Jerusalem“ zu verwenden für Fürth in der Blütezeit, dagegen spricht nichts. Es kommt nur darauf an, ob man wieder damit anfängt zu sagen: Ja, da waren alle so tolerant und lebten friedlich zusammen mit Ausnahme der Zeit 33 bis 45. Es ist ja immer die Frage mit was man das konnotiert, und der Begriff an sich ist nicht böse, ist nicht schlecht, ist nicht negativ. [...] Also mein großer Wunsch wäre es, dass wir diesen Begriff „Fränkisches Jerusalem“ mit, also, dass dieser Begriff nicht mehr diese romantisierenden Assoziationen hervorruft, sondern wirklich das widerspiegelt, was hier tatsächlich der Fall war, aber vernichtet wurde, nämlich dieses unglaubliche jüdische Leben, was über Jahrhunderte hier existiert hatte. Das ist eigentlich das „Fränkische Jerusalem“, das was die jüdische Gemeinde für sich hier aufgebaut hatte an Lerneinrichtungen, hebräischen Druckereien, überhaupt an jüdischem Leben“ (Interview Eisenstein).

Katrin Thürnagel steht der Verwendung des Begriffs Fränkisches Jerusalem im Zusammenhang

mit Fürth kritisch gegenüber. Dies liegt allerdings nicht nur an den vielschichtigen Bedeutungen des Namens Jerusalem in der Gegenwart. In der folgenden Äußerung spricht sie weitere Punkte an, durch die ersichtlicher wird, weshalb sie sich mit diesem Begriff schwer tut:

*„Also ich finde es nach wie vor interessant zu schauen wo taucht dieser Begriff immer mal wieder auf, „Fränkisches Jerusalem“. Also, Besucher die ihn im Mund führen, ah, Fürth war doch „Fränkisches Jerusalem“ und dann kucken sie einen so fragend an, du weißt es vielleicht auch, dass sie damit nicht so wirklich umgehen können, dann erwarten sie irgendeine Erklärung, man kann sie nur schlecht liefern, man bringt dann die historischen Tatsachen, bleibt trotzdem irgendwie bestehen, wie konnte man dann diesen Begriff übernehmen? Welche Beziehung gab es zu Jerusalem, oder gibt es auch eine Beziehung zu Israel, wie ist das heute? Also das ist dann auch so eine Frage“ (Interview Thürnagel).*

Katrin Thürnagel stört sich nicht an der Tatsache, dass der Begriff „Fränkisches Jerusalem“ Fragen und möglicherweise Debatten auslöst, sondern viel mehr daran, dass es im Dialog zwischen den Mitarbeitern des Jüdischen Museums in Fürth und den Gästen kaum möglich ist eine zufriedenstellende Antwort zu geben, was es mit diesem Spitznamen genau auf sich hat. Erstmals in den geführten Interviews hat Katrin Thürnagel außerdem auf eine weitere Frage hingewiesen, die sich für die Rezipienten des Museums ergibt: Welche Beziehung hat(te) Fürth zu Jerusalem beziehungsweise Israel, die den Beinamen rechtfertigen würde? In einem weiteren Zitat äußert sie außerdem den Wunsch, sich der Diskussion zum Thema Fränkisches Jerusalem im Rahmen der Tätigkeiten des Museums noch einmal anzunähern:

*„Ich denke es bleibt interessant zu schauen wo dieser Begriff weiterhin auftaucht, und wie man sich diesem Begriff stellt. Und ich würde mir wünschen hier im Haus, dass wir ihn wiederaufnehmen, vielleicht nochmal mit neuen Erkenntnissen nochmal neu spiegeln, aber vielleicht braucht es da auch noch ein bisschen Zeit. Auf keinen Fall würde ich mir wünschen, dass wir als Haus damit irgendwie mal werben oder so. Das ist, da würde man sich untreu werden, also das wäre dann ein bisschen kontraproduktiv.“ – „Es ist immer noch ein aktuelles Thema eigentlich, also es ist nicht nur: 2007 war die Ausstellung, dann gab es da die Debatten...“ – [unterbricht] „Es ist ein aktuelles Thema“ (Interview Thürnagel).*

Karin Jungkunz von den Stadtheimatpflegern, die selbst sowohl als Stadtführerin als auch als Museumsführerin im Jüdischen Museum tätig ist, vermeidet den Begriff Fränkisches Jerusalem in ihren Führungen, solange sie nicht direkt auf das Thema angesprochen wird:

*„Also, wir Stadtführer, und auch im Museum, wir vermeiden das ja. Wenn wir darauf angesprochen werden, „Fränkisches Jerusalem“, das ist viel zu pathetisch, viel zu hoch gegriffen. [...] Das war meiner Meinung nach eine Erfindung vom Bayerischen Fernsehen, die wollten einen griffigen Ausdruck haben“ (Interview Stadtheimatpfleger).*

Die Rezeptionsgeschichte des Begriffs zeigt bereits auf, dass jener mit unterschiedlichen Bedeutungen versehen wurde. Eine Internetrecherche zeigt, dass weltweit verschiedenste Städte wie Vilnius, Hamburg, Antwerpen, Toledo, Montreal, Lalibela, Prag, Kiew, Sarajevo, Alexandria, Nanjing oder Pjöngjang mit dem Beinamen bezeichnet werden. Die Referenzen auf das eigentliche Jerusalem sind dabei höchst unterschiedlich. Die Stadtheimatpfleger und die Museumspädagogin halten den Begriff fränkisches Jerusalem für nicht geeignet. Er sei zu pathetisch, zu hoch gegriffen, Fürth sei nicht mit Jerusalem vergleichbar, es sei unklar welche Beziehungen Fürth mit Jerusalem hatte und hat und es sei viel zu wage, wofür dieser Begriff stehe und quasi unmöglich zu erklären, was damit gemeint sei. Nichtsdestotrotz wird das Potential des Begriffes für Werbezwecke anerkannt. Er sei griffig und die Touristinformation arbeitet ebenso mit diesen. Möglicherweise liegt die Faszination am Begriff gerade an seiner Unklarheit, dem Hauch von Pathos, dem Mythischen, das ihm anhaftet. Die Museumsdirektorin Daniela Eisenstein macht das Argument stark, dass es weniger auf den Begriff an sich ankommt, als auf die Bedeutung mit dem dieser versehen wird. Wird damit eine idealisierte Vorstellung einer heilen Welt des jüdischen Lebens in Fürth verbunden, betrachtet sie es als problematisch. Gelingt es jedoch ein differenziertes, ja kritisches Verständnis daran zu knüpfen, erachtet sie den Begriff als durchaus geeignet.

An all dem lässt sich erkennen, wie vielseitig die Verwendung eines solchen Begriffes ist und ebenso die Bewertungen über die Angemessenheit dessen sind. Es zeigt sich, dass der Begriff „Fränkisches Jerusalem“ ein umkämpfter Erinnerungsort war und ist und die Bedeutungen von Erinnerungsorten wandelbar sind. Das Beispiel des Erinnerungsortes „Fränkisches Jerusalem“ zeigt auch, dass durch dessen Thematisierung ein Zugriff auf die Verhandlung überindividueller Vorstellungen von Geschichte hergestellt werden kann. Durch die prominente Platzierung des Begriffs „Fränkisches Jerusalem“ in der Ausstellung konnte ein Anstoß zu einer umfassenden Debatte über (Stadt-)Geschichte und das städtische Selbstbild gegeben werden. Darauf wird im folgenden Kapitel ausführlicher eingegangen werden, wenn die Veränderungen im Diskurs über jüdisches Leben in Fürth in den Blick genommen und diskutiert werden.

## 5 Umkämpfte Geschichte, umkämpfte Erinnerungsorte – Veränderungen im städtischen Diskurs

Da die Ausstellung im Jüdischen Museum Fürth über das „Fränkische Jerusalem“ bereits neun Jahre zurück liegt, wurde mit den Interviewpartnern auch der Frage nachgegangen, was sich seitdem in der Zusammenarbeit zwischen dem Jüdischen Museum und städtischen Institutionen beziehungsweise bezüglich des historischen (Un-)Bewusstseins seitens der Letzteren verändert hat.

Wie Katrin Thürnagel darstellt, scheint sich dies bezüglich allerdings seit und insbesondere wegen der Ausstellung viel getan zu haben, was sie damit begründet, dass dort viele neue Informationen angeführt wurden, die bislang unbekannt waren. Dies wiederum ist dadurch zu erklären, dass zuvor vor allem christliche Quellen ausgewertet worden waren, während den zeitgenössischen jüdischen Quellen vor der Ausstellung nur wenig Aufmerksamkeit zuteilwurde. Das neue Bewusstsein führe laut ihr auch dazu, dass seitens der Stadt weniger einseitig das Bild der toleranten Kleeblattstadt dargestellt wird:

*„Es war umfangreich, es hat der Stadt innerhalb des Jubiläumsjahres glaube ich ein bisschen weh getan, dass dann aus diesem Haus diese Ausstellung gekommen ist 2007. [...] Allerdings hat es vielleicht gerade dadurch auch nochmal einen Denkprozess angestoßen in der Stadt. Da waren einige Fakten in der Ausstellung sichtbar gut recherchiert, die kannte man früher noch nicht, oder hat sie einfach nicht so betrachtet. [...] Ihr hattet auch gefragt nach dem toleranten Bild der Stadt. Ich denke diese Sichtweise wird nicht mehr ganz so einseitig dargestellt wie es vielleicht noch 2007/08 war, heute ist man da schon reflektierter und betrachtet etwas historisch klarer und differenzierter“* (Interview Thürnagel).

Zur Verwunderung von Daniela Eisenstein und ihren Kollegen stieß die Ausstellung auf Seiten der Besucher auf äußerst positive Resonanz. Obwohl der Untertitel angesichts der Erfahrung des Festaktes im Berolzheimertanum bewusst ein wenig provozierend gewählt wurde, schloss die Ausstellung offenbar eine Lücke im lokalen Erinnerungsdiskurs, der sich nicht nur die Museumsangestellten, sondern auch viele Fürther bewusst waren:

*„Erstaunlicherweise waren 99,9% der Rückmeldungen zu unserer Ausstellung „Fränkisches Jerusalem“ positiv, und zwar haben die Leute zu uns gesagt: endlich sagt das mal einer, ja, endlich wird das thematisiert. Also das haben wir so oft von den Besuchern gehört und das hat uns überrascht weil wir das mit so einer großen, so eine große positive Resonanz nicht erwartet hätten. Das hat uns schon überrascht“* (Interview Eisenstein).

Nach dem Erfolg der Sonderausstellung wurden Teile davon auch in die Dauerausstellung des Jüdischen Museums in Fürth übernommen. Wie Katrin Thürnagel erläutert, entfachen diese Teile heute keine Kritik mehr. Sie begründet dies mit einem gewachsenen Bewusstsein, was dieses Thema angeht. Besuchern, die sich mit der Thematik bislang noch nicht beschäftigt haben, leuchtet es ihr zu Folge ein, dass man im Kontext des 16. Jahrhunderts nicht von dem gleichen Toleranzverständnis ausgehen kann, wie heute:

*„Teile dieser Ansiedlung Fürths sind aus dieser Ausstellung entnommen worden, und heute stößt sich daran niemand mehr. Das Bewusstsein der Menschen hat sich in dieser Richtung erweitert. Sie wissen jetzt, wie jüdische Ansiedlung passiert ist. Und die es nicht wissen nehmen es so zur Kenntnis und denken ah, habe ich mir ja fast schon so gedacht, warum sollte es auch anders gewesen sein im 16. Jahrhundert. [...] Das Bewusstsein für jüdische Geschichte ist viel größer geworden“* (Interview Thürnagel).

Neben der Kritik am Festakt und der Tendenz, vor allem die positiven Aspekte der Stadtgeschichte herauszuarbeiten, dafür jedoch die negativen außer Acht zu lassen, betont Frau Eisenstein jedoch auch, dass die Stadt Fürth ihrer Meinung nach viel im Bereich der Gedenkarbeit leistet und ein Bewusstsein für dieses Thema durchaus vorhanden sei:

*„Man darf aber nicht vergessen: die Stadt Fürth hat schon sehr, sehr viel im öffentlichen Raum an Gedenkarbeit geleistet. [...] Also ich finde Fürth macht sehr viel, ich kenne Vergleiche aus anderen Teilen Deutschlands, da wird nichts gemacht, absolut nichts. Und wer was vorschlägt will dann irgendwie nur Ärger machen. Also ich finde die Stadt hat da schon so ein Bewusstsein dafür“* (Interview Eisenstein).

Auch wenn Frau Eisenstein den Stadtverantwortlichen ein Bewusstsein und Engagement für jüdische Themen in Fürth attestiert, könnte die Stadt laut der Stadtheimatpflegerein Karin Jungkunz noch mehr für die Sichtbarkeit dieser Themen fernab des Museums leisten. Hierbei darf allerdings nicht vergessen werden, dass – wie bereits erwähnt – viele Gebäude mit Bezug zur Geschichte der Juden in Fürth, wie zum Beispiel der damals so genannte jüdische Schulhof, auf dem vier Synagogen standen, nicht mehr erhalten sind:

*„Ich würde mir einfach wünschen, dass das jüdische Thema im Gesamtkontext seinen guten Platz findet und über das klassische Museum hinausgeht. [...] Und die Geschichte der Stadtjuden zu erklären, das muss auch an anderen Orten passieren. [...] Da hat sich jetzt auch nach dem Stadtjubiläum schon viel getan. Und was mich freut ist, dass jetzt doch ab und zu mal auch Fürther zu den Stadtführungen kommen, plötzlich Interesse haben am Friedhof. Das hat das Stadtjubiläum schon auch bewirkt und auch das Museum. Aber was ich ganz stark beobachte, das ist diese Schwellenangst. Es gibt noch*

*ganz viele Menschen die sich da gar nicht reintrauen“ (Interview Stadtheimatpfleger).*

Auch wenn Karin Jungkunz Nachholbedarf sieht was das Thema Sichtbarkeit angeht, freut sie sich über das gestiegene Interesse der Stadtbevölkerung. Dazu haben ihrer Meinung nach vor allem das Stadtjubiläum sowie das Jüdische Museum beigetragen. Die von ihr angesprochene Schwellenangst im Zusammenhang mit jüdischen Themen gibt es nicht nur in Fürth. Auch über 70 Jahre nach der Shoa existieren in Deutschland offenbar Verhaltensunsicherheiten angesichts eines angemessenen Umgangs mit jüdischen Themen.

Wie das Urteil von Karin Jungkunz zeigt, können diese Unsicherheiten aber zumindest teilweise beseitigt oder zumindest verringert werden. Inwiefern der provokante Untertitel der Ausstellung 2007 die Debatte erschwert oder erleichtert hat, lässt sich im Nachhinein nicht adäquat beantworten. Der Anzahl der Besucher hat er jedenfalls keinen Abbruch getan, im Gegenteil: Es war die am besten besuchte Ausstellung des Jüdischen Museums. Ob dies wiederum nur am Untertitel lag, lässt sich schwer beurteilen. Was die Entwicklungen in Fürth seit 2007 angeht, so zeichnet sich sowohl seitens der interviewten Museumsverantwortlichen, als auch seitens der Vertreter der Stadt ein positives Bild. Das Jüdische Museum scheint seinen Platz als kritische Institution und Korrektiv in der öffentlichen Stadtdiskussion gefunden zu haben, wofür sich vor allem die interviewten Verantwortlichen der Stadt dankbar zeigten. Alle Seiten betonten wiederholt die gute und produktive Zusammenarbeit zwischen den Institutionen und den Mehrwert, der sich für alle Beteiligten daraus ergibt. Wie die Arbeit gezeigt hat, braucht es allerdings eine gewisse Zeit, bis historische Fehldeutungen aufgehoben werden können. Dies zeigt sich beispielsweise anhand des in der Einleitung erwähnten Zitats vom städtischen Internetportal, dass trotz aller Dialoge und Aushandlungsprozesse immer noch unverändert auf der Internetseite steht. Andere Themenfelder wie beispielsweise der angemessene Umgang mit Persönlichkeiten wie Gustav Schickedanz bleiben hingegen weiterhin umstritten. Auf der Internetpräsenz der Stadt Fürth wird zwar nach einer Würdigung seiner Leistungen für die Stadt, auch auf seine Verknüpfungen zum Nationalsozialismus verwiesen, trotzdem bleibt er weiterhin Ehrenbürger Fürths<sup>3</sup>, nachdem unter anderem eine Straße benannt ist. Es ist allerdings auch nicht die Aufgabe des Jüdischen Museums, für die verschiedenen Probleme eine Lösung anzubieten, sondern Debatten auszulösen und diese gegebenenfalls zu moderieren beziehungsweise zu begleiten. Frau Eisenstein fasste dies im Interview passend zusammen:

*„Jüdische Museen sind ganz wichtige Orte an denen Diskurse stattfinden sollen, und, werden sie noch so hässlich geführt am Anfang, es ist aber wichtig. Denn*

*die Museen sind ein Seismograph. Also ich sehe sie immer als Seismograph, die gesellschaftlich-politische Entwicklungen auch widerspiegeln, ne, wo stehen wir gerade“ (Interview Eisenstein).*

Daniela Eisenstein betonte allerdings auch, dass es sich bei den Prozessen in Fürth nicht um ein „Fürther Phänomen“ handelt und auch andere Städte versuchen, sich in einem besonders positiven Licht darzustellen, welches der Realität nicht gerecht wird:

*„Diese Sache mit der Geschichtsschreibung, das ist kein Fürther Phänomen. [...] Es ist ein Phänomen vieler Städte und es hängt auch nicht von der Größe der Stadt ab. Es hängt nicht davon ab, ob man sich in einem großen Zentrum befindet oder in der Provinz, die Mechanismen sind immer dieselben. Die Stadt will sich gut darstellen, die Stadt will ihr Stadtbild vermarkten damit Leute die Stadt besuchen, damit sie auch gut dastehen. Und es gibt ganz, ganz viele Städte, die damit prahlen dass sie eine offene Stadt sind. [...] Das heißt die Jüdischen Museen haben glaube ich schon noch einen Auftrag, weil sich da viel verselbstständigt und es verselbstständigt sich auch weil gebetmühlenartig vielleicht auch Menschen Geschichte vermitteln, die keine Historiker sind oder die keine pädagogische Ausbildung haben und nie gelernt haben, sich wissenschaftlich mit Geschichte auseinander zu setzen, also kritische Quellenkunde zu betreiben. Aber das alleine reicht nicht aus, man braucht immer den Vergleich. Es reicht nicht aus die Quellen hier in Fürth zu lesen, wenn man es nicht mit einer anderen Stadt dieser Größe oder einen anderen Markt dieser Größe vergleicht. [...] Und daher würde ich sagen, das ist kein Fürther Phänomen.“ (Interview Eisenstein).*

## 6 Fazit

In der Arbeit wurde dargestellt, wie die Ausstellung „Fürth – das fränkische Jerusalem? Von der Erfindung jüdischer Geschichte“ in Auseinandersetzung mit bestehenden dominanten Erinnerungen an die Fürther Stadtgeschichte getreten ist und welche Veränderungen daraufhin im städtischen Diskurs über die Geschichte jüdischen Lebens in Fürth festzustellen sind. Zudem wurde der Begriff „Fränkisches Jerusalem“ als Erinnerungsort diskutiert und die Wandelbarkeit der Bedeutungen aufgezeigt, mit welchen jener aufgeladen wurde und wird. Es wurde gezeigt, dass Geschichtsschreibung in Fürth umstritten ist und Erinnerungsorte wie der Begriff des „Fränkischen Jerusalems“ wandelbar sind. Die dargestellten Themen bleiben dabei weiterhin aktuell und werden laufend neu verhandelt und diskutiert. Das Jüdische Museum erfüllt dabei seine Funktion als städtischer Seismograph und als Katalysator für notwendige



Aushandlungen. Was den Untertitel der Ausstellung von 2007 angeht, räumte Daniela Eisenstein ein, dass das Museum angesichts der Erfahrungen des Jubiläumstaktes des Berolzheimertums einen provokanten Aufhänger gewählt hat. Im Falle des Fürther Diskurses wurde dies allerdings insbesondere von den von uns interviewten Verantwortlichen der Stadt begrüßt. Wenn ein modernes Verständnis von Toleranz auf Ereignisse der vergangenen Jahrhunderte angelegt wird, versperrt dies zwangsläufig den Blick für die historische Realität. Der Diskurs in Fürth ist daher auch gut für Diskussionen über verschiedene Verständnisse von Toleranz geeignet und bietet darüber hinaus Anknüpfungspunkte für viele weitere spannende und wichtige Aushandlungsprozesse: beispielsweise der angemessene Umgang mit historischen Persönlichkeiten der Stadt, mit kritischer Vergangenheit, die Sichtbarmachung von Geschichte im aktuellen Stadtbild oder die Grenzen der Vermarktung von Stadtgeschichte. Wie sich gezeigt hat, führten die durch das Museum angestoßenen Debatten bereits zu ersten Erfolgen, in Form von aktualisierter Geschichtsschreibung und der Veränderung des kollektiven Gedächtnisses.

### Interviews wurden geführt mit

- Daniela *Eisenstein*, Direktorin Jüdisches Museum Franken (13.05.16).  
 Kathrin *Thürmagel*, Museumspädagogin Jüdisches Museum Franken (10.05.16).  
 Karin *Jungkunz* und Lothar *Berthold*, Stadtheimatspfleger Stadt Fürth (27.05.16).  
 Eike *Söhnlein* und Karin *Hirschmann-Schmidt*, Leitung Touristinformation Fürth (12.05.16).

### Anmerkungen

1. Im Interesse einer besseren Lesbarkeit wird nicht ausdrücklich in geschlechtsspezifischen Personenbezeichnungen differenziert. Die gewählte männliche Form schließt eine adäquate weibliche Form gleichberechtigt ein.
2. Das Toleranzverständnis des Oberbürgermeisters Jung wird an dieser Stelle nicht diskutiert.
3. Allerdings sei darauf hingewiesen, dass die Aberkennung von Ehrenbürgerschaften in Deutschland nur in Ausnahmefällen geschieht. Hauptsächlich betrifft dies bedeutende Machthaber des Nationalsozialismus.

### Literatur

- BERGMAN, Werner; ERB, Rainer. 1986: Kommunikationslatenz, Moral und öffentliche Meinung: theoretische Überlegungen zum Antisemitismus in der Bundesrepublik Deutschland. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 38/2: 223–246.
- BLUME, Gisela. 2007: „Der Begriff ist falsch“. Stimmen zu den Toleranz-Thesen der Ausstellung. In: *Fürther Nachrichten*. 24.04.2007: 1.
- EISENSTEIN, Daniela. 2012: „Über die vielen Juden klagt man bitter...“. Jüdisches Leben in Fürth vom 16. bis ins 19. Jahrhundert. In: BRENNER, Michael; EISENSTEIN, Daniela (Hg.): Die Juden in Franken. München. 139–156.
- FISCHER, Henning. 2012: Dresden und Deutschland: Zweierlei Mythos. Zum Mythos Dresden als Teil der deutschen Geschichte. In: FISCHER, Henning et al. (Hg.): Zwischen Ignoranz und Inszenierung. Die Bedeutung von Mythos und Geschichte für die Gegenwart der Nation. Münster. 32–59.
- HILDEBRAND, Martina. 2006: An den Grenzen des guten Geschmacks. „Unbedachte und unsensibler Vortrag“: Kritisches zum Festakt im Berolzheimertum. Online: <http://www.nordbayern.de/region/fuerth/an-den-grenzen-des-guten-geschmacks-1.745494>, (30.09.2016).
- JUNG, Thomas. 2007: „Der Begriff ist falsch“. Stimmen zu den Toleranz-Thesen der Ausstellung. In: *Fürther Nachrichten*. 24.04.2007: 1.
- LANGEBACH, Martin; STRUM, Michael. 2015: Erinnerungsorte der extremen Rechten. Wiesbaden.
- MAYER, Alexander. 2007: Rundbrief des Stadtheimatspfleger Nr. 19. Online: <http://www.dr-alexander-mayer.de/downloads/positionen-rundbrief-19.pdf>, (01.11.2016).
- Moses Mendelssohn Akademie*. 2012: Jüdisches Stiftungswesen – Bewerbung für die deutsche Tentativliste der UNESCO Welterbekonvention. Online: [http://www.moses-mendelssohn-akademie.de/files/mma\\_hbs/bilder/mma\\_artikel/Veranstaltungen/Weltkulturerbe/TL-Fuerth-Halberstadt-02-06-2012A.pdf](http://www.moses-mendelssohn-akademie.de/files/mma_hbs/bilder/mma_artikel/Veranstaltungen/Weltkulturerbe/TL-Fuerth-Halberstadt-02-06-2012A.pdf), (01.11.2016).
- NAGEL, Thomas. 2007: Fromme Legende. Online: <http://www.juedische-allgemeine.de/article/view/id/3789F>, (01.11.2016).
- PETERMANN, Sandra. 2014: Erinnern und Gedenken. In: LOS-SAU, Julia et al. (Hg.): Schlüsselbegriffe der Kultur- und Sozialgeographie. Stuttgart: 212–226.
- PIEPER, Katrin. 2007: Zeitgeschichte von und in Jüdischen Museen. Kontexte – Funktionen – Möglichkeiten. In: Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History, Online-Ausgabe, 4 (2007), H. 1-2, Online: <http://www.zeithistorische-forschungen.de/1-2-2007/id=4639>. Druckausgabe: S. 211–222.
- Stadt Fürth*. 2016a: Eine geschichtsbewusste Stadt. Online: <http://www.fuerth.de/home/tourismus/geschichte/eine-geschichtsbewusste-stadt.aspx>, (01.11.2016).
- Stadt Fürth*. 2016b: Jüdische Geschichte in Fürth. Online: <http://www.fuerth.de/home/tourismus/geschichte/juedische-geschichte-in-fuerth.aspx>, (01.11.2016).
- POSTONE, Moishe. 2005: Deutschland, die Linke und der Holocaust. Politische Interventionen. Freiburg.
- ZEILINGER, Friedrich R. 1987: „Ein Fränkisches Jerusalem“. In: Sendereihe „Unter unserem Himmel“, Dokumentarfilm, Bayerisches Fernsehen. München.

**Abstract: „Fürth – The Franconian Jerusalem? On the Making of Jewish History.“**

An Intervention of the Jewish Museum Franconia in the Municipal Discourse.

Historiography as well as memory and commemoration of history is controversial and has multiple functions for the society. It is identity-establishing, forms a frame of reference in the daily routine and therefore has a regime-giving effect. This can be enunciated in so called “Erinnerungsorte” - places of memory which don´t have necessarily to be specific topographical places but also can be events, memorials and buildings, institutions, books and artwork or perceptions. “Erinnerungsorte” get loaded symbolic and with relevance which stems from the fund of a collective memory. Linking to this the article will investigate how the exhibition of the Jewish Museum Franconia „Fürth – das fränkische Jerusalem? Von der Erfindung jüdischer Geschichte“ dealt with existing and dominant memories of the history of the city of Fürth and what kind of changes consequently can be found in the municipal dialogue about the history of Jewish life in Fürth. Furthermore the term “Fränkisches Jerusalem” as a place of memory will be discussed and the variability of the meaning will be shown with which that was loaded and still is.

Tags: **Jewish Museum Franconia, Fürth, Places of Memory, Collective Memory, Jewish History, Contested Memory**

**Autoren:** Johann-Georg Gollner, [Johann-Gollner@web.de](mailto:Johann-Gollner@web.de); Benjamin Herrmann, [benjamin-herrmann@online.de](mailto:benjamin-herrmann@online.de); Sören Knodt, [soeren.knodt@studium.uni-erlangen.de](mailto:soeren.knodt@studium.uni-erlangen.de). Institut für Geographie der Universität Erlangen-Nürnberg.